

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Kurhaus in Baden-Baden und dessen Neubau

Stürzenacker, August

Karlsruhe i. B., 1918

II. Das alte Konversationshaus

urn:nbn:de:bsz:31-90969

II.

DAS ALTE KONVERSATIONSHAUS.

Nach kaum zehn Jahren mußte man indessen die Unzulänglichkeit auch dieser Anlage auf die Dauer erkennen; die Fremdenzahl nahm zu, das Hasardspiel lockte Reich und Arm, es entsprach auch nicht dem Zweck, Kurräume an einem Platze zu haben, an dem die Schönheit und gesunde Wirkung der Natur nicht zu ihrem vollen Recht kamen. Unterm 11. September 1821 wurde darum den maßgebenden Stellen in Baden bekanntgegeben:

»Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst zu resolvieren geruht, daß das Conversationshaus dahier verkauft und ein neues, dem Zweck mehr entsprechendes Gebäude und zwar in Verbindung mit dem bereits bestehenden Promenadehaus erbaut werden solle. Dieses Kur- oder Konversationshaus soll das Lesekabinett, das Hazardspiel, eine Restauration und Table d'hôte und das Theater in sich enthalten und zugleich ein schönes Local für die Bälle, für Privatgesellschaften, Cammerspiele darbiethen, überhaupt aber einen schönen und bequemen Vereinigungspunkt bilden, der so sehr vermißt wird, und in welcher Beziehung Baden vis à vis von anderen Bädern Deutschlands noch allein zurücksteht.«

Oberbaudirektor Weinbrenner erhielt den Auftrag zur Ausarbeitung von Plänen; in den beiden vorgelegten Ideenplänen behielt er das Promenadehaus bei, veränderte es im Grundriß nur wenig, erweiterte es indessen im Äußeren durch vollkommene Durchführung eines II. Stockwerkes. Während in dem zur Ausführung bestimmten Entwurfe Mittelbau und Seitenflügel durch einen niederen Zwischenbau mit Säulen und fünf Interkolumnen getrennt sind, schließen in dem anderen Entwurf Mittelbau und Seitenflügel beinahe unmittelbar aneinander an und geben damit dem Gesamtkörper etwas Beengendes und der Umrißlinie etwas weniger Abwechslungsreiches; man tat gut daran, diesen Entwurf damals auszuschneiden. Von einem weiteren Gedanken, das neue Haus nicht nordwärts, sondern südwärts, also in der Richtung gegen das Haus Meßmer, an das Promenadehaus anzuschließen, berichtet Weinbrenner selbst unterm 2. August 1821:

»Zu diesen drey verschiedenen Ideen haben S. Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar, Höchstwelche sich während dero Anwesenheit in Baden ebenfalls um die Projektirung eines neuen Konversationshausßes interesirten und mit uns einen Local-Augenschein einzunehmen sich bemüht haben, noch einen vierten Vorschlag gnädigst zu äußern geruht; indem Höchstdieselben glaubten, man sollte das neue Konversationshausß unmittelbar auf die Straße, welche gegenwärtig auf den Frömersberg führt, wegen der Avenue setzen, damit, wie man vor das Beiermer Thor aus der Stadt Baden tritt, den Prospekt von demselben sieht. Bey dem sollte dann das Konversationsgebäude in Verbindung mit dem Promenadehausß zu stehen kommen, und die Straße auf den Frömersberg in einer anderen Richtung angelegt werden.

Ob wir gleich diese Idee für eine der schönsten halten, so möchte dieselbe in Hinsicht, daß hiezu ein bedeutendes Terrain zuerst aquirirt und dabey der Weeg

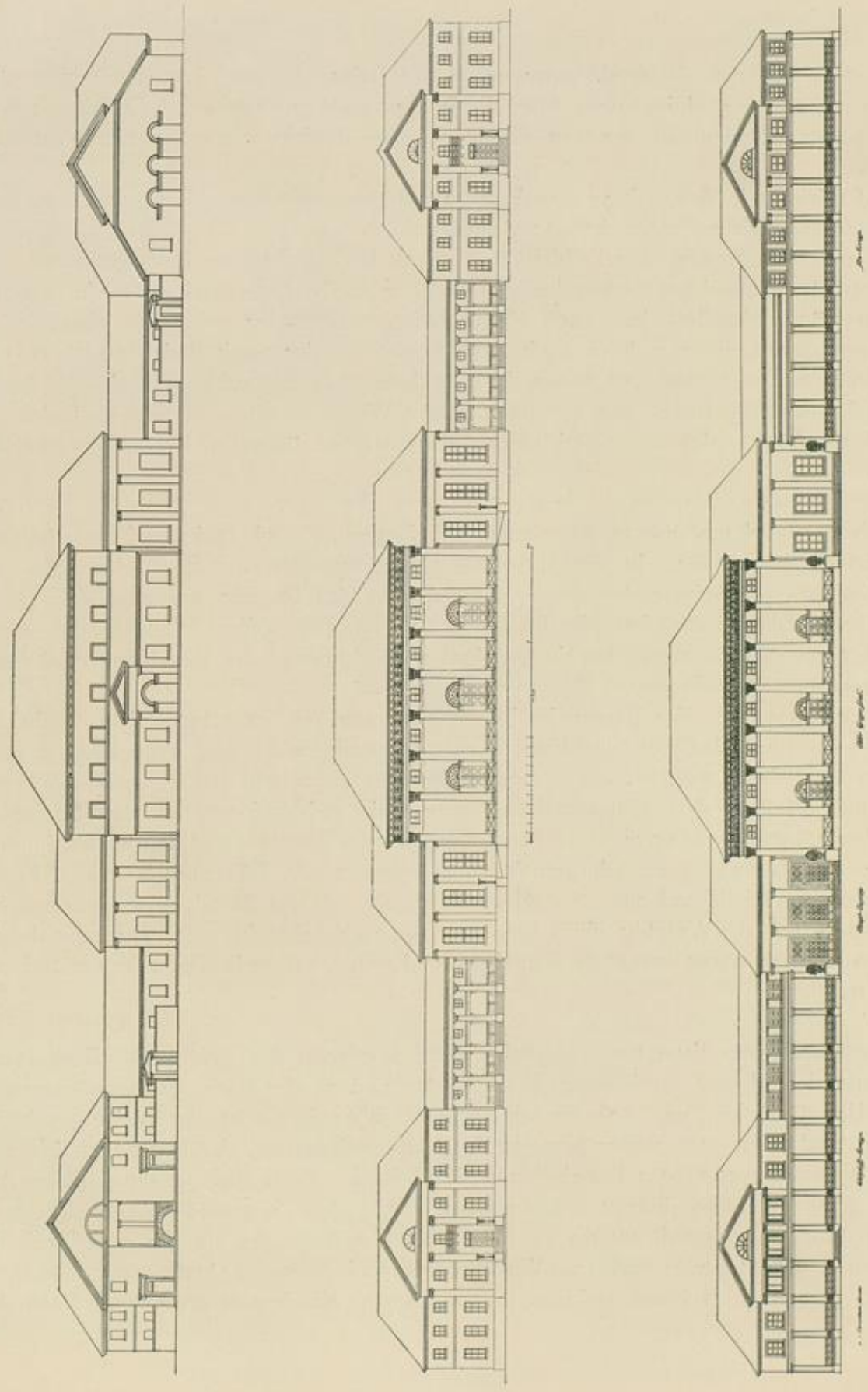
auf den Frömersberg mit bedeutenden Kosten verändert werden müßte, doch nicht die annehmbarste sein und wir müssen es somit Einem höhern Ermessen gehorsamst anheimstellen, ob diese Idee anzunehmen oder wegen Umgehung der Kosten nicht lieber die von uns in Zeichnung gebrachte Pläne, wo das Conversations-Hauß auf die andere Seite des Promenadegebäudes, wo gegenwärtig das ohnehin baufällige Theatergebäude steht, angenommen werden will.«

In seinen Umrisslinien und der äußeren Ausbildung war das Haus dem gleich, was, von den Terrassen und von Kleinigkeiten abgesehen, heute noch sichtbar ist; vor ihm lag ein Platz, der nach Größe und Form ebenfalls dem heute vorhandenen Kurplatz gleich war.

Weinbrenner hatte den Neubau auf 92453 Gulden veranschlagt; in dieser Summe war ein Beitrag der Stadt Baden von 12000 Gulden enthalten, »weil vorhabendes Bauwesen zur Verschönerung und Erhebung Badens ein nötiger Teyl sey«. Versuche der Stadt Baden, an diesem Betrag den Wert des alten Theaters in Abzug zu bringen, lehnte das Ministerium des Innern mit den Worten ab, »daß man mit großem Mißfallen von dem Antrag des Stadtrats Baden Kenntnis genommen habe; das Amt wird daher angewiesen, dem versammelten Stadtrat zu eröffnen, daß es bey dessen Verfügung vom 21. 1. 1822 sein Bewenden behalte«. Dem an ihn gestellten Ansinnen, den Neubau »in Generalentreprise« zu übernehmen, glaubte Weinbrenner nicht entsprechen zu können, da »er sich als ehrlicher Mann nicht dem Vorwurf preisgeben könne, vor dem Gouvernement einen Gewinn gezogen zu haben«; die Ausführung fiel daraufhin den Meistern Berk Müller und Holb in Karlsruhe zu; vertraglich übernahmen diese auch das Gebäude des Jesuitenkollegiums um 30000 Gulden; später ging der größte Teil dieses Baues um 15000 Gulden an Schlossermeister Egner und 1861 um 100000 Gulden an die Stadt Baden über, die ihn endgültig zum Rathaus bestimmte.

Die 1825 von den Meistern Berk Müller und Holb überreichte Abrechnung des Neubaus gab Anlaß zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten; sie behaupteten, das alte Konversationshaus (Jesuitenkollegium) mit 30000 Gulden zu teuer übernommen und an dem Neubau manches über den Vertrag hinaus ausgeführt zu haben. Kreisrat Dahmen und Oberingenieur Dikerhoff sollten die Meinungsverschiedenheiten schlichten; ihre Stellungnahme zu den beiden Parteien schildert Weinbrenner mit den Worten, daß »diesen mehr darum zu tun gewesen, die überspannten Forderungen der Unternehmer zu verteidigen, als die von dem exequierenden Baumeister geschehenen Verrichtungen gehörig zu würdigen«. Im Wege des Entgegenkommens wurden schließlich den Unternehmern an der für das ehemalige Jesuitenkollegium gebotenen Summe von 30000 Gulden 6000 Gulden »ex aequo et bono« gütigst nachgelassen, weil der Verkauf des Jesuitenkollegiums diesen nur 22600 Gulden einbrachte, obwohl die Verkäufer im Anzeigebblatt der Stadt Baden dem Käufer mit dem Bau auch das Badener Bürgerrecht zusicherten, ein Versprechen, das sie indessen nicht einhalten konnten. Sie bieten in einem gedruckten »Avis« das Haus unterm 25. Juli 1823 zur Pacht oder zum Verkaufe aus und leiten die Anpreisung mit den Worten ein:

»A vendre ou à louer à Bade près de Rastadt, le bâtiment, dit maison de conversation. Les soussignés, entrepreneurs de la nouvelle maison de conversation, ayant acquis l'ancien bâtiment ainsi appelé, avec les droits et privilèges considérables, qui y sont



Oben: Das Conversationshaus im Jahre 1825 (Rück- und Vorderseite).
 Unten: Nach dem Umbau 1918.

affectés; tels que droits de bourgeoisie, de bains, de source, et d'auberge; et se trouvant par leur éloignement, hors d'état d'en jouir eux-mêmes, désireraient trouver un acheteur, qui aurait par la meilleure occasion de faire avantageusement valoir son capital.«

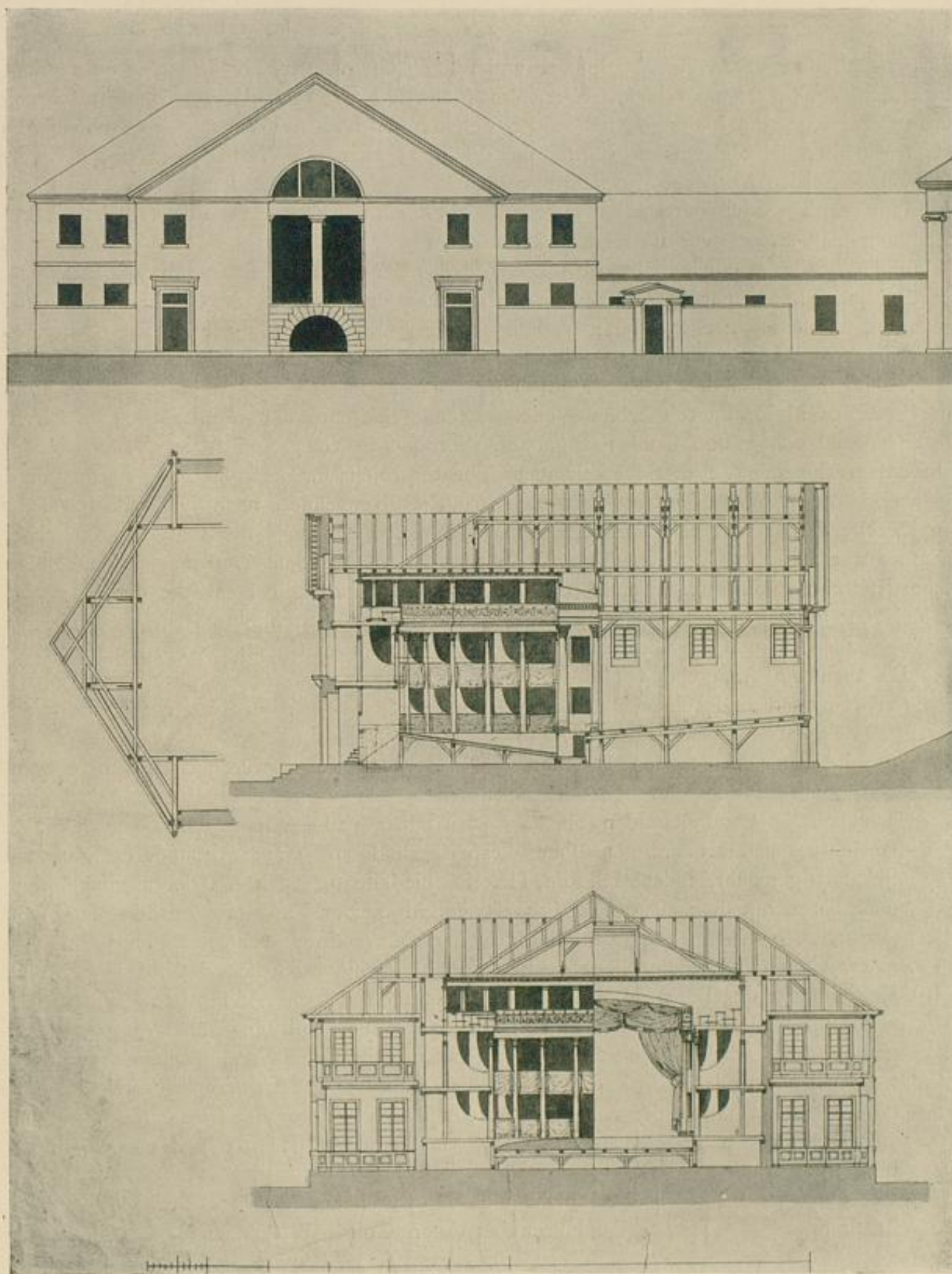
Darauf erwidert in der Beilage zum Anzeige-Blatt für den Kinzig-, Murg- und Pfinz-Kreis das Gr. Bezirksamt Baden unter dem 13. August:

»In der Beilage zum Anzeigebblatt vom 12. d. No. 64, ist eine Bekanntmachung von Seiten der Baumeister Berkmüller und Holb in Karlsruhe enthalten, worin dieselben dem Käufer des bei dem alten Konversationshaus dahier gelegenen Gartens- und Chorgebäudes unter anderm auch das Bürgerrecht der Stadt Baden zusichern. Da aber diese Zusicherung von Seiten der Verkäufer ganz unstatthaft ist und jeder fremde Käufer das Bürgerrecht erst auf gesetzlichem Wege zu erlangen hat, so findet man sich veranlaßt, solches zur Berichtigung jener Anzeige öffentlich bekannt zu machen.«

Dem Neubau fiel das erst 16 Jahre zuvor auf Kosten der Stadt Baden errichtete hölzerne Theatergebäude zum Opfer. In der Mitte des Konversationshauses lagen der Spiel- und Konversationssaal, zur Seite rechts die Speisesäle, links das Theater, beide mit dem Hauptgebäude durch Hallen verbunden, die in ihrem vorderen Teile offene Wandelgänge waren, an die sich nach rückwärts einzelne Verkaufsbuden anschlossen; um den Konversationssaal lagen kleinere Gesellschaftssäle.

Von der Ausstattung der Räume im Innern aus jener Zeit ist nahezu nichts mehr vorhanden; sie war dem Äußeren des Hauses entsprechend einfach und großzügig gedacht; die Decken entweder kassettiert wie in dem großen Konzertsaal, in den an diesen beiderseits anschließenden Räumen, dem späteren Renaissance- und Landschaftssaal und dem Speisesaal, oder mit Arabeskenwerk überzogen im Zuschauerraum des Theaters und den Kaffeezimmern, die Wände verhältnismäßig einfach gemalt oder tapeziert. Weinbrenner war kein Freund großer Farbenfreudigkeit und hat — merkwürdigerweise — den Standpunkt vertreten, daß die Farbenfrage für die Wirkung eines Bauwerks ziemlich belanglos sei. Deckenmalereien in einzelnen Räumen waren von Orth dem Vater und Fritze, einem in Karlsruhe verstorbenen Berliner, ausgeführt.

In annähernd dem alten Gewand steht heute nur noch der große alte Konzertsaal; dagegen entspricht dessen Ausbildung im Einzelnen und in der Farbengebung keineswegs mehr dem Ursprünglichen, eine spätere Zeit hat diese in wenig pietätvoller Weise geschaffen. Wie dieser Saal kurz nach seiner Fertigstellung ausgesehen hat, darüber geben ein alter Stich und Weinbrenners eigene Berichte aus der Zeit der Fertigstellung des Hauses Auskunft; er empfiehlt, einer ihm von Geheimerat Betz, dem Vorstand des Bezirksamtes, gegebenen Anregung folgend, unterm 18. März 1824 »anstelle des im Bauaccord mit den Entrepreneuren vorgesehenen ordinären Wachsmarmors eine bessere Qualität mit Glanzfirniß auszuführen, was einen Mehraufwand von 1860 Gulden 33 Kreuzer verursache«. Nach dem



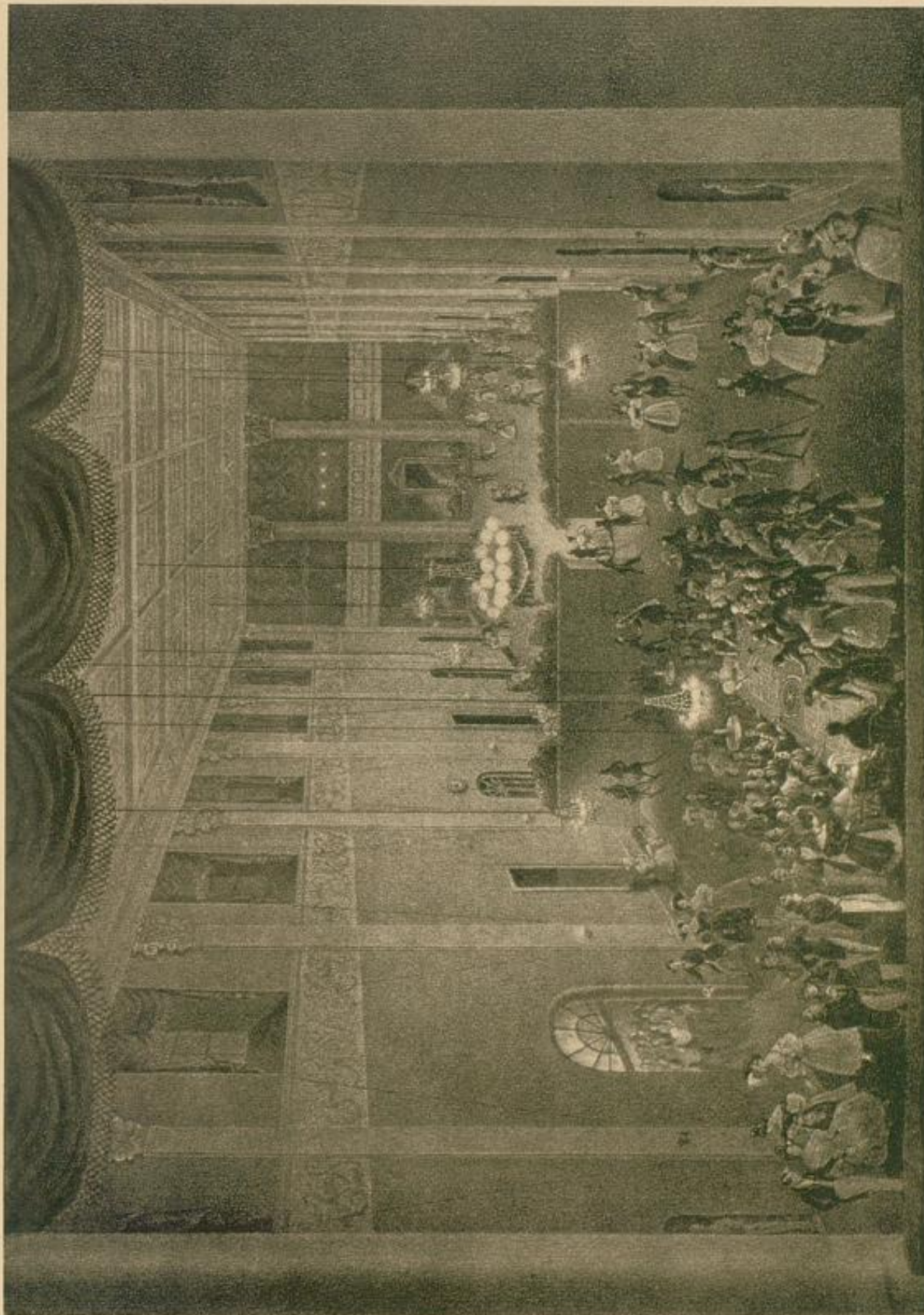
Das Konversationshaus; der Theaterflügel (Weinbrenners Entwurf).

Kostenvoranschlag waren die Wandpfeiler und Wandflächen bis zur Decke hinauf marmoriert, neben den hoch gelegenen kleinen Fenstern Malereien angenommen. Diese Ausführung wurde genehmigt, die Malereien neben den Fenstern blieben auf Wunsch des Geheimerats Betz weg; über die Mehrkosten wurde eine Einigung zwischen Weinbrenner und der vorgesetzten Behörde nicht erzielt; »wenn er glaube,« bedeutete man ihm, »daß eine Überschreitung nöthig oder nützlich sey, so möge er eine Abänderung der Höchsten Entschließung im Ganzen oder Einzelnen erbitten«.

Leider ist der zweifellos interessanteste Teil des Baues, das Theater samt Nebenräumen, nur drei Jahrzehnte später ein Opfer des Ausbaues des Hauses für Gesellschaftszwecke geworden, an dessen Stelle traten der Ballsaal, der Salon Pompadour und eine Reihe von Nebenräumen. Weinbrenner war, als er das Theater im Konversationshaus entstehen ließ, kein Neuling mehr auf dem Gebiete des Theaterbaues; im Jahre 1817 hatte er das 1766 von Ingenieur Major Faesch erbaute edel wirkende Schauspielhaus in Leipzig mit einem Kostenaufwand von 38 000 Gulden umgebaut, allerdings in einer dem Äußeren des Hauses nicht entsprechenden Weise; Schinkels neues Theaterprojekt für Berlin hatte er dort studiert und als ein »erbärmliches architektonisches Produkt« bezeichnet, nach Düsseldorf war er zum Zwecke der Prüfung der Theaterbaufrage 1820 gerufen; auch der Bau des Karlsruher Theaters war zeitlich vorangegangen. Weinbrenner verfügte somit in jenem Zeitpunkt über reiche Erfahrung und gute Grundlagen, die er u. a. in der Leipziger Abendzeitung vom 17. Juni 1817 und in seiner kleinen Schrift: »Über Theater in architektonischer Hinsicht mit Beziehung auf Plan und Ausführung des neuen Hoftheaters zu Karlsruhe« 1819 niedergelegt hat. Da auch die Anlage des Theaters im Konversationshause diesen Grundlagen getreu durchgeführt ist, so sind seine eigenen Worte in dem Leipziger Abendblatt von besonderem Wert:

». . . Als mir der Bau des Karlsruher Hoftheaters übertragen wurde, hatte ich Gelegenheit, mehrere Versuche über die Form eines nach unseren Sitten und Bedürfnissen zweckmäßig einzurichtenden Theaters anzustellen, und ich habe deshalb auch meine Ansichten und Erfahrungen über diese Gebäude in einem besonderen Aufsätze bekannt gemacht, indem ich die Theorie, die Theater nach Art der altgriechischen aufzuführen mit dem besten Erfolg bei dem in meiner Vaterstadt bewährt fand und sie später auch auf anderweitige Erbauungen anwendete. Ich kann daher, was die innere Konstruktion eines Theaters betrifft, mit Gewißheit darthun, daß für die gehörige Vernehmung der Töne, so wie für das bequeme Sehen, das Auditorium keine andere als die reine Cirkelform in der Grundlage erhalten, und die Plätze der Zuschauer amphitheatralisch über einander abwechselnd mit Logen und Gallerien angelegt werden sollten, damit sich die Tonstrahlen gleichzeitig im Innern verbreitern, und die Grundtöne durch die von der Decke und den Seitenwänden reflektierenden verstärkt werden, ohne daß sie zurückfallen und eine Art Echo oder Gesumse hervorbringen.

Da nun unsere Theater nicht bloß für Zuschauer, sondern auch für Zuhörer bestimmt seyn sollen, ja das Hören bei unsern Ton- und Redespielen bei weitem die



Der große Konzertsaal um 1835.

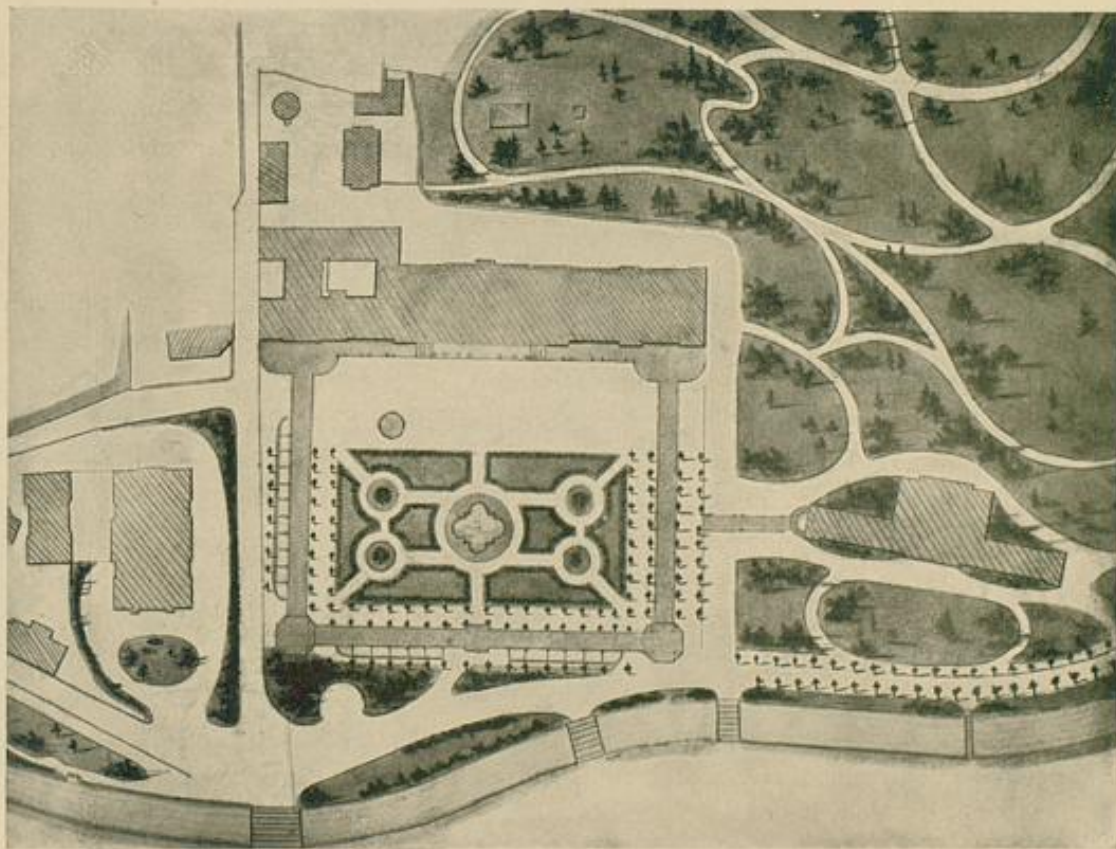
Badische
Landesbibliothek

wichtigere Sache ist: so ist die akustische Brauchbarkeit dieser amphitheatralischen Konstruktion wohl ihre willkommenste Eigenschaft. Allein sie bietet auch noch manchen andern Vortheil. Sie faßt in einem gegebenen Raum die möglichst größte Zahl von Zuschauern und befriedigt sie alle aufs bequemste. Endlich gewährt auch der Anblick eines so amphitheatralisch sitzenden Publikums ein schönes reichhaltiges Ansehen. Denn es giebt dem Auge nach jeder Richtung eine angenehmere Unterhaltung, indem es die Zuschauer in den Gallerien, die um die Logenreihen in amphitheatralischer Abstufung herum laufen, selbst zu lebenden Bildern macht, durch welche der Saal ausgeschmückt wird, und selbst dann noch voll erscheint, wenn bei irgend einer Vorstellung das Haus nicht sehr besucht ist. Jedermann weiß aber, welchen nachtheiligen Einfluß das Gefühl eines leeren Hauses in manichfaltiger Wechselwirkung, sowohl bei den Künstlern, welche darstellen, als auch bei den Anwesenden, die der Darstellung beiwohnen, fast immer hervorbringt —.«

»Vor dem Konversationshaus befindet sich, beschattet von einer breiten Kastanienallee, eine Reihe von Buden, in welchen während der Kurzeit Kaufleute aller Art ihre Niederlagen haben,« heißt es um 1825. Diese Buden waren nichts Neues, sie bestanden, acht an Zahl, auch schon bei dem Promenadehaus. Weinbrenners ursprünglicher Gedanke, die »Kaufmannsboutiquen« für sich gesondert auf dem heutigen Theaterplatz, den damaligen Tummelgärten, nach einerlei Modell zu errichten, blieb unausgeführt. Ein anderer Vorschlag Weinbrenners ging dahin, zwei Budenreihen zu bauen, die eine den Platz vor dem Hause nach Süden, die andere nach Norden abschließend. Es ist verständlich, daß diese Lösung dem Baumeister als die beste erschien, da sie allein Haus und Garten in ein Ganzes zusammenfaßte und das Haus besser zur Geltung brachte. Was Weinbrenner in Karlsruhe auf dem der Kaiserstraße zunächst gelegenen Teil des Marktplatzes durch seine Boutiquen für Handwerker und Geschäftsleute erreichen wollte, die Schaffung eines in den Massen wohl abgewogenen Platzes und die Überleitung zu den Hauptbauten und deren wertvollere Betonung, war auch in Baden sein Ziel; leider ist es weder in Karlsruhe noch in Baden jemals erreicht worden; die entgegenstehenden Bedenken waren allerdings verschiedene. Aus künstlerischen Gründen ist das zu bedauern, denn dort hätte er ein Forum edelster Art geschaffen, hier in Baden aber eine Zusammenfassung von Garten und Haus in Eines und eine klare Begrenzung des Gartens nach außen. Es ist in dieser Vollkommenheit nie dazu gekommen; wohl wurden in späteren Jahren, als der Zudrang fremder Verkäufer groß wurde, auch am Nordende des Platzes bei der heutigen Trinkhalle einige Buden gebaut, jedoch in einer Weise, die als architektonische Lösung nicht angesehen werden kann. In der Hauptsache verblieb es auch damals bei der Doppelbudenreihe in der Nähe der Werderstraße, die sich in ihrer Bauart — zumeist aus Holz — weder durch Schönheit noch Zweckmäßigkeit auszeichnete. Erst im Jahre 1864 wurden für die Herstellung neuerer und besserer Buden 90000 Gulden angefordert und Entwürfe im Wege eines öffentlichen Wettbewerbs einverlangt. Keiner der Planentwürfe, unter denen die des Architekten Durm an erster

Stelle ausgezeichnet wurden, entsprach den Wünschen, es wurde darum Bezirksbaumeister Dernfeld mit der Ausarbeitung eines neuen Entwurfs betraut und zu Studienzwecken nach Paris geschickt. Die neuen Budenreihen wurden 1867 und 1868 erbaut; sie entsprachen in der Hauptsache nach ihrer Stellung den alten, der Kostenaufwand war auf 120000 Gulden berechnet.

Auch der Kurhausgarten hat seine Geschichte! Solange das alte Promenadehaus bestand, war es in der Hauptsache die aus vier Kastanienbaumreihen bestehende Promenade, in der sich im Anschluß an das Promenadehaus das gesellige Leben abspielte, in der Tische standen, gegessen und getrunken wurde; sie nahm ihren Ausgang oben an dem Promenadehaus und endete unten etwa da, wo heute der Leopoldbrücke zunächst die ersten Verkaufsbuden stehen. Diesem unteren Ende unmittelbar gegenüber lag das Schützenwirthshaus, dessen Gartenterrasse mit einem Teil noch in den Ölbach (Oos) einsprang. Jenseits der Straße nach Steinbach (Werderstraße) schlossen große grüne Privatgärten an die Promenade an, deren Erwerbung für die Kurzwecke schon damals in Erwägung gezogen wurde; diesseits und gegen die Mitte des heutigen Kurgartens ganz einfache englische Anlagen, die ihren Ausgang von



29

Ein Vorschlag für die Änderung des Kurgartens von 1864.

dem »neuen Weg nach dem Englischen Garten«, der heutigen Kaiserallee, nahmen; deren Entstehungszeit, vom Badischen Hof bis zur Leopoldbrücke, fällt etwa mit jener des Hauses zusammen.

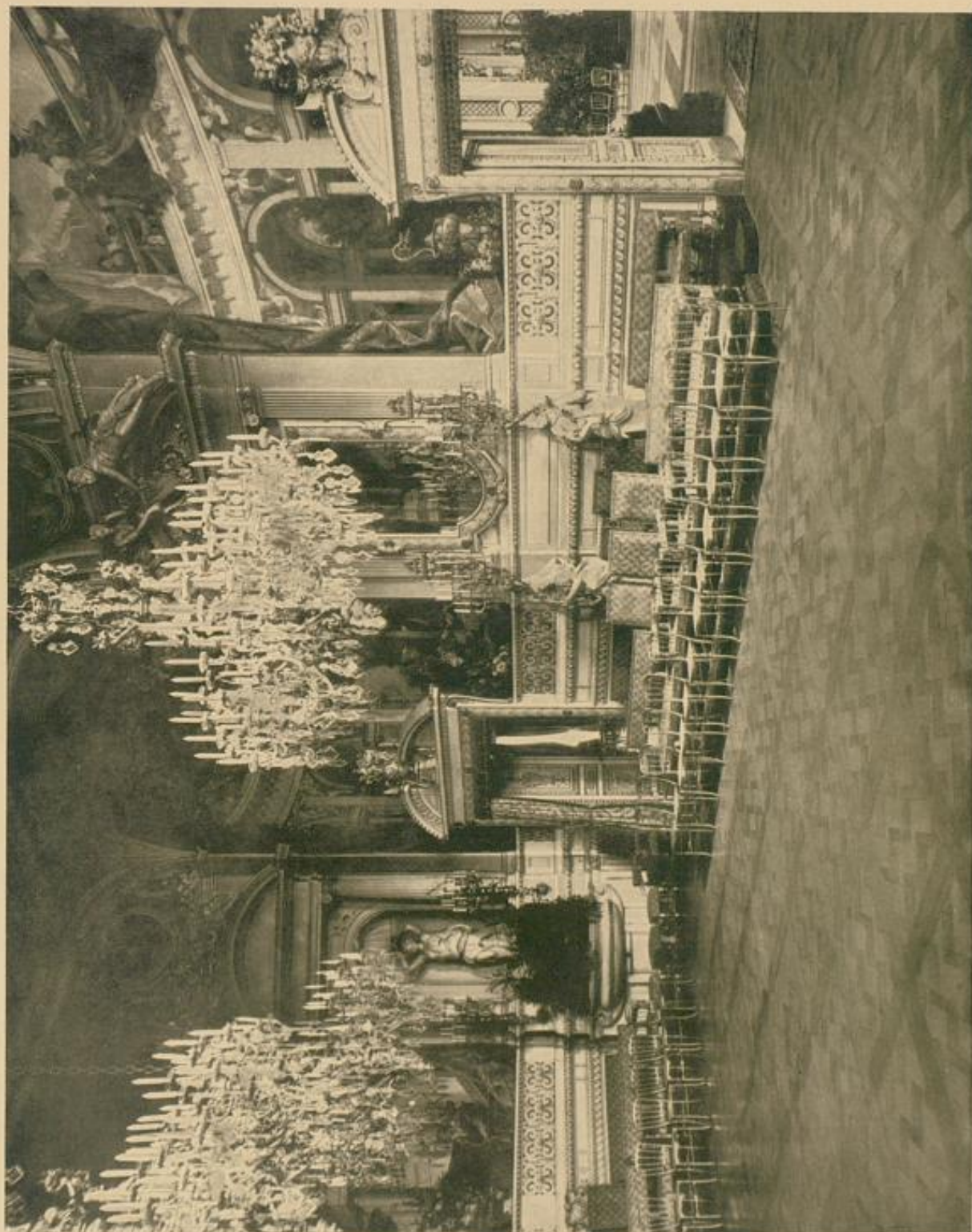
Weinbrenner baute sein Haus im engsten Anschluß an das Promenadehaus auf und seinen Kurgarten, der in den Abmessungen und in der Form mit dem heutigen im allgemeinen übereinstimmt, im Anschluß an die vierreihige Kastanienpromenade.

»Der große mittlere Rasenplatz«, heißt es 1835, »bildet ein undurchschnittenes Viereck oben mit einer Rosenhecke eingefast. Den früheren Gedanken, hier einen Springbrunnen, von der warmen Mineralquelle versorgt, anzulegen und eine Trinkhalle damit zu verbinden, hat man aufgegeben, und wohl mit Recht. Schon der weite Weg von der Mineralquelle bis auf die Promenade hätte die Temperatur des Wassers bedeutend alterieren müssen, und auf diesem langen Wege, über den Ölbach hin, konnten wohl auch einige von den flüchtigen Bestandteilen verlorengehen. Außerdem verbreitet dieses Mineralwasser nicht die angenehmste Ausdünstung, und ein starker Strahl desselben hätte auf dieser sonnigen Stelle in den heißen Sommertagen die Hitze vermehrt und eine Menge von Insekten herbeigezogen.«

Der mittlere Rasenplatz war damals schon wie heute umgeben von drei Baumgängen; eine Begrenzung des Platzes gegen außen fehlte, es gehen vielmehr in launischer und ungezwungener Weise von diesen Baumgängen Spazierwege aus; einer dieser führt an einen kleinen schlammigen Weiher, »dessen Bewohner Unken und Frösche den Lustwandler an Sommerabenden mit ihrer fatalen Musik begrüßen«. Als Nachteil dieser den Platz dreiseitig umziehenden Baumreihen wurde es schon damals wie auch heute empfunden, »daß man von der Fronte her nirgends eine freie Ansicht des ganzen Gebäudes hat. Dagegen erhält es durch die Baumgruppe einen mehr ländlichen Charakter und gewinnt an malerischem Reiz«.

Die von Weinbrenner gewählte Grundform des Platzes, auch dessen einfaches Aussehen als Rasenplatz, sind glücklicherweise auch heute noch erhalten; an Versuchen zu weitgehenden Änderungen hat es allerdings in der Zwischenzeit nicht gefehlt. 1838, also zu einer Zeit, wo auch Bénazet an dem Hause weitgehende Veränderungen vornehmen ließ, wird vom Hofgärtner neuerdings die Anlage eines Springbrunnens vorgeschlagen. »Soll aber das Wasser zu einem Bassin demnach nicht hinreichend sein, so könnte man an dessen Stelle einen Blumenkorb anlegen«. Von Gartenbaudirektor Geh. Rat Zeyher in Schwetzingen stammt aus dem Jahre 1839 ein Plan, welcher diesen Springbrunnen inmitten der rechteckigen, nirgends unterbrochenen Rasenfläche zeigt.

Mit der zunehmenden Fremdenzahl in der Mitte des 18. Jahrhunderts wuchs auch das Bedürfnis nach längeren Promenadenwegen und nach Sitzplätzen innerhalb des Kurgartens. Da an dem Grundgedanken des rechteckigen äußeren Promenadenganges nichts geändert werden konnte, so zog man die Aufteilung des mittleren Rasenfeldes durch kleine Gehwege in Betracht, »damit es, wie es anderwärts und namentlich in Homburg der Fall ist, dem Publikum als Promenade und Ruheplatz dienen könne, wodurch das Gedränge auf den Spazierwegen vor dem Konversationshause vermieden würde«. Ein Teil dieser Vorschläge kam zur Ausführung, andere von Gartendirektor Eyth in dem sechsten und siebenten Jahrzehnt



Aufnahme Salzer, Baden.

Der Ballsaal.

Badische
Landesbibliothek

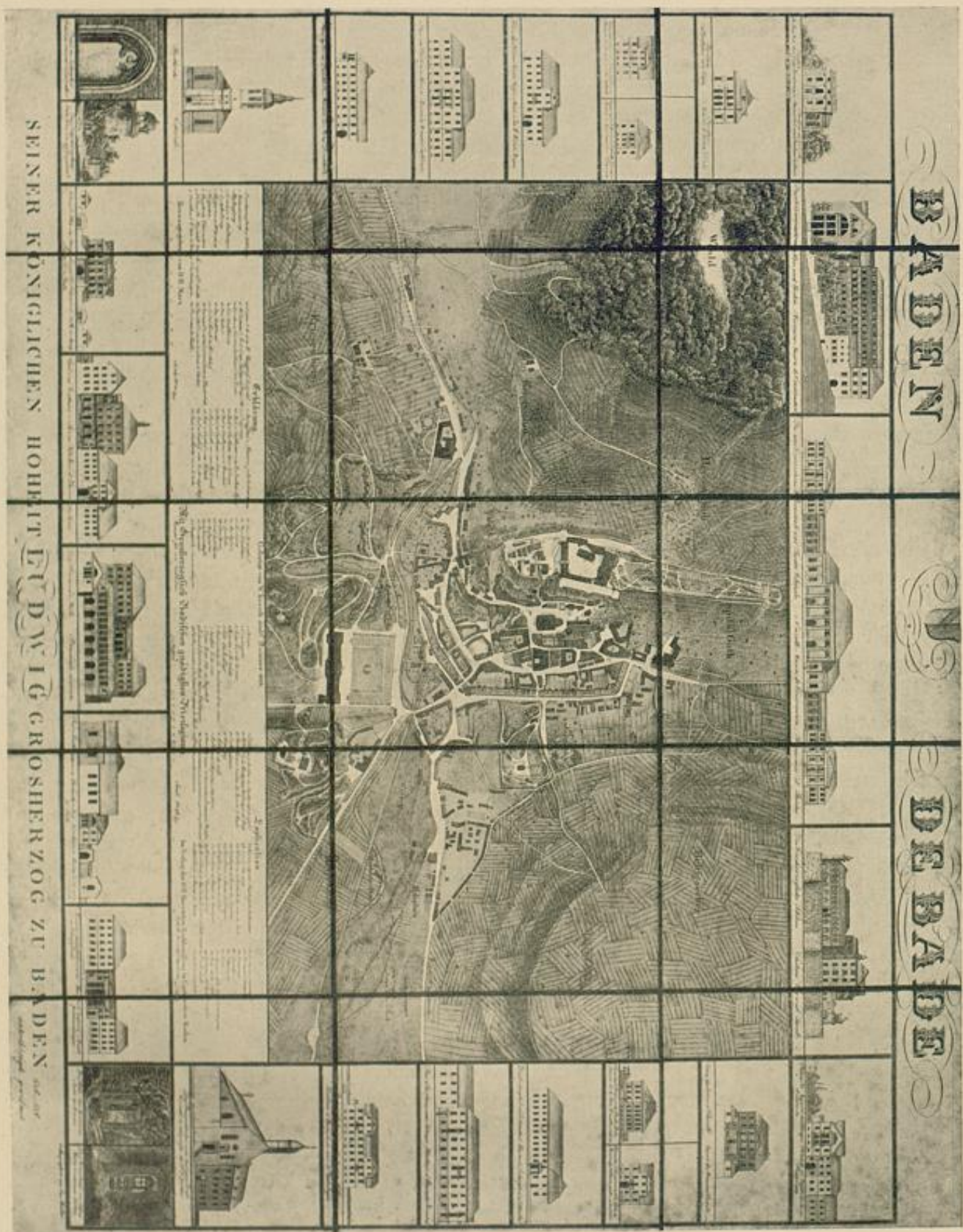
des vorigen Jahrhunderts vorgelegte Entwürfe zeigen eine üppige Teppichgärtnerei und eine beinahe völlige Auflösung der Rasenfläche in Wege, Blumenparketts in allen nur möglichen geometrischen Linien und Verschneidungen, Gebüsch und Hecken, die nichts mehr mit der alten klaren und wohltuenden Ruhe des Rasenfeldes gemein hat; in Verbindung mit einem reichgegliederten Bau des 18. Jahrhunderts im Hintergrunde hätte diese ihre Berechtigung gehabt, nicht aber im Zusammenhange mit den einfachen, aber edeln Formen des Konversationshauses. Aus den Jahren 1866 und 1870 stammt dann noch eine Reihe von Entwürfen Eyths, Dernfelds und Gerstners, welche u. A. insofern von Interesse sind, als sie mit der Beseitigung der Verkaufsbuden rechnen und den ganzen Platz mit einem aus Eisen gebauten Wandelgang umziehen, der seinen Ausgang von den Seitenflügeln des Konversationshauses nimmt und dessen Mittelachse jeweils etwa in der Mitte der Baumreihen liegt; die Eckpunkte des Wandelganges sind durch polygonartig ausgebildete Kioske betont, der der Trinkhalle zunächst gelegene Teil des Wandelganges ist mit dieser verbunden gedacht. Die Verkaufsbuden sind gegen die Werderstraße und die Kaiserallee angebaut angenommen. Alle diese Pläne blieben Ideen, glücklicherweise, denn deren Durchführung hätte einen großen Geldaufwand erfordert, die Breite der Promenadenwege außerordentlich eingeengt und bei der Ausführung in Eisen und dem stark fallenden Gelände einen wenig günstigen Eindruck gemacht.

Nicht allzulange nach der Herstellung der Prachtsäle 1859 folgte der Bau des maurischen, bei Beginn der Neubauarbeiten niedergelegten Musiktempels nach Séchans Plänen und erst Ende der siebziger Jahre die Umzäunung des Kurgartens mit dem leider wenig gefälligen Eisengeländer. Als die Pläne des Musiktempels, der 45000 Franken gekostet haben soll, den maßgebenden Behörden vorgelegt wurden, beanstandete man dessen Formen als Erzeugnis eines vom Standpunkt deutscher Kunstrichtung durchaus verwerflichen Geschmacks, als er stand, wurde man nicht müde, dessen Schönheit und Glanz zu preisen.

Die Entstehungszeit des Hauses fällt zusammen mit der Blütezeit der Bautätigkeit Weinbrenners; es war die Zeit, in welcher er sich unter anderem mit dem Neubau des Rathauses in Karlsruhe beschäftigte, das er selbst um jene Zeit als eines der schönsten und größten Gebäude der Residenz bezeichnet, mit der Wasserleitung Durlach-Karlsruhe, mit dem Neubau des Ständehauses Karlsruhe, in dem ihm Hauptmann Arnold »allerley Cabalen zu schnitzen« suchte, und mit dem Aufbau des Stammhauses Hohenzollern in Schwaben, das er gerne in dem ehemaligen Stil aufgebaut hätte. Weinbrenner hat die Fertigstellung des Konversationshauses nicht allzulange überlebt; am 1. März 1826 starb er, kurz zuvor waren noch die Baupläne für das Münzgebäude Karlsruhe soweit fertiggestellt, daß dessen Grundstein im Februar 1826 — allerdings in seiner Abwesenheit — gelegt werden konnte.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Schrift, Weinbrenners Wirken und Erfolge als Baumeister zu würdigen, das Haus mag für ihn sprechen, und seine übrigen Werke, zu denen auch die zahlreich hinterlassenen Schriften praktischen und lehrhaften Inhalts zählen.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhange das Urteil, das ein in der Kunstgeschichte bedeutender Mann vor 40 Jahren über Weinbrenner und seine Werke abgab: Woltmann



Lageplan der Stadt und des Konversationshauses in dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts.

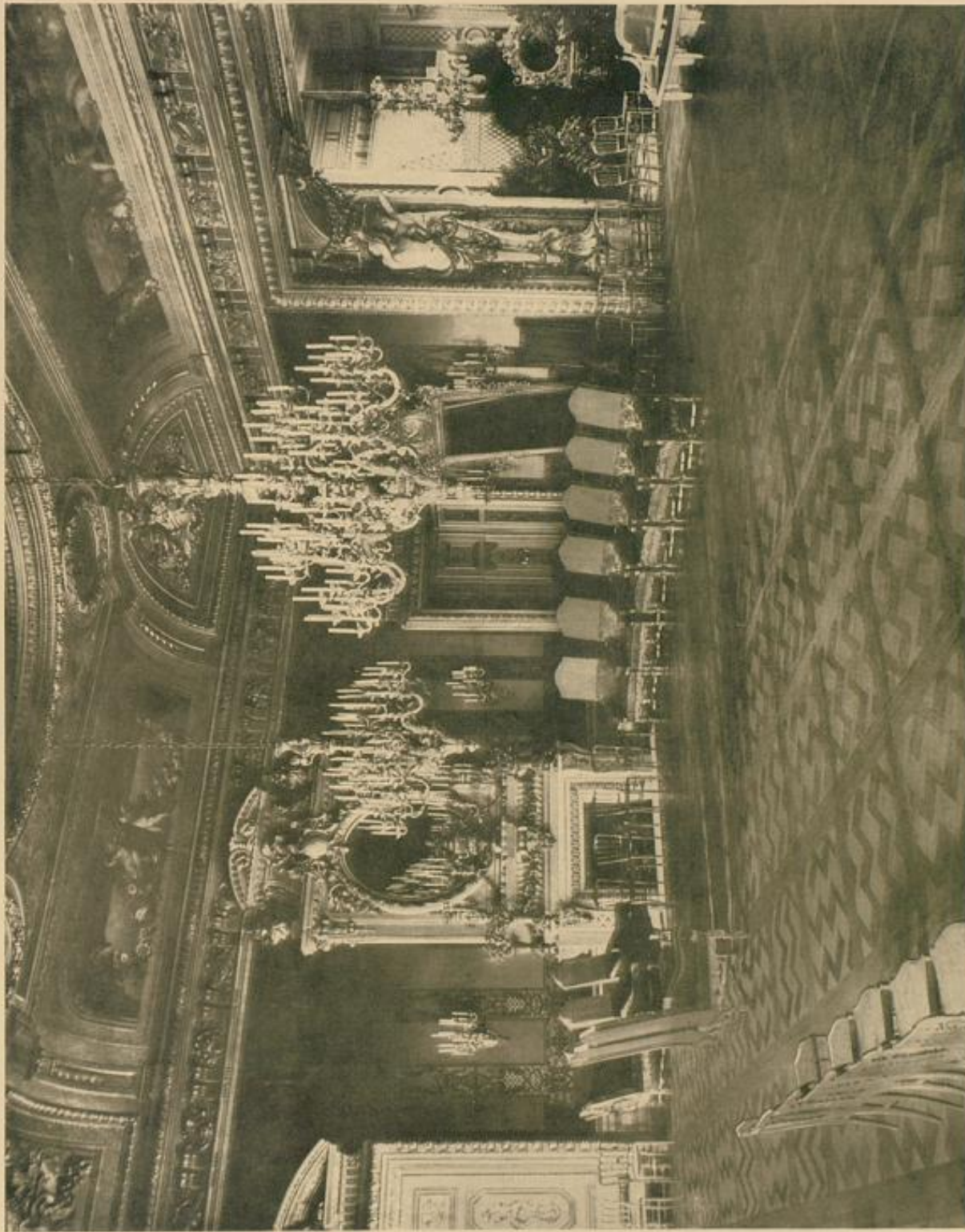
sagt 1875 in einem kurzen Lebensabriß Weinbrenners in den »Badischen Biographien« Fr. v. Weechs u. a.:

Die Baukunst aber entwickelte sich langsamer, erst Schinkel führte sie mit sicherer Genialität den richtigen Weg; ohne ein Nachahmer des Griechentums zu sein, wußte er das moderne Schaffen durch einen Funken griechischen Geistes zu beleben und das gesamte Formgefühl durch tiefes Eindringen in die Gesetze der antiken Formenbildung zu einigen. Zu diesem Streben steht die Richtung Weinbrenners und seiner Zeitgenossen fast in noch schärferem Gegensatz als zur vorhergehenden Kunst. Die Keime des Neuen sind in seinen Werken höchst spärlich, die vollständige Auflösung und Erstarrung des Alten überwiegt in ihnen. Nicht mit Carstens, obwohl derselbe sein Zeitgenosse war, sondern höchstens mit Malern wie Tischbein oder Hetsch läßt sich Weinbrenner zusammenstellen. Der architektonische Charakter seiner Werke ist derjenige der äußersten Trockenheit, Dürftigkeit, Charakterlosigkeit und künstlerischen Impotenz. Ihnen gegenüber empfindet man deutlich, daß der sogenannte »Zopf«, der oft schon während der Existenz des Rokoko diesem als Ausdruck einer entgegenstehenden spießbürgerlichen und philisterhaft nüchternen Gesinnung entgegentritt, doch erst in dem »klassischen Zopf« seinen Gipfel erreicht. In formaler Hinsicht zeigen die Werke dieser Periode einen vollständigen Bankerott. Nicht die römische Baukunst ist Weinbrenners Vorbild, sondern die griechische, aber allerdings mit höchst kümmerlichem Verständnis aufgestellt. Er hatte Pästum gesehen und wendete gern dorische Säulen von altertümlichem Charakter und schweren Verhältnissen an. Überall waltet ein Streben nach auffallender Altertümelei, bei dem auch ägyptische Motive nicht verschmäht wurden. Die Giebel wurden übertrieben steil und schwerfällig gebildet, den Gesimsen dagegen fehlt meist die rechte Kraft. Andererseits mischten sich in diese archaischen Formen ganz fremde Motive ein, große Halbkreisfenster in sonst griechisch gegliederten Fassaden, ionische Säulen, denen Muster aus der römischen Verfallsepoche zugrunde lagen. Vollständig reizlos und plump war namentlich das Detail, ein immer wiederkehrendes Mäanderschema ersetzte alle übrigen Verzierungen, vor allem aber sind Weinbrenners Konsolen von beispielloser Roheit, wie Bruchstücke von Mühlsteinen gebildet. Der trockene Charakter des Ganzen wurde durch Gleichgültigkeit gegen die Natur des Materials, das in einförmigem Putzbau verschwand, und durch vollständige Farblosigkeit, die man durch ein historisches Mißverständnis den antiken Werken zuschrieb, gesteigert. Gelegentlich versuchte sich Weinbrenner auch in anderen Stilen, ein mittelalterliches Experiment war der nicht mehr existierende sogenannte »gotische Turm« im Garten der Markgräfin Amalie, der freilich mit der Gotik nicht mehr zu tun hatte als Weinbrenners andere Werke mit dem Griechentum. In der Synagoge, seinem ersten Werke in Karlsruhe (1871 abgebrannt), war das Hauptportal spitzbogig gebildet und öffnete sich zwischen zwei Flügeln, die ägyptischen Pylonen glichen; vom Eingang führte eine dorische Säulenhalle in das Innere. Nur nach einer Seite hin zeigte Weinbrenner eine selbständige Begabung: er verstand es, Grundrisse geschickt zu

zeichnen und gut zu entwickeln, freilich nur auf dem Papier, denn bei der Nüchternheit seiner ganzen Auffassung gingen die Vorzüge, die der Entwurf zeigt, in der Ausführung oft wieder verloren.

Wer weiß, ob nicht in Bälde wieder eine Zeit kommt, die ähnlich urteilt!

Das Konversationshaus hat mit der Zeit manche Änderungen erfahren. Es kamen, beginnend um 1838 und endigend 1872, die Glanzzeiten Baden-Badens unter den Spielpächtern Bénazet und Dupressoir und mit ihnen die großen Veränderungen im Innern des Hauses aus Spielgeldern auf Kosten der Spielpächter. Jene Bautätigkeit hat im Laufe eines halben Jahrhunderts die Gesellschaftsräume zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges gemacht. Aus Mangel an Plänen kann heute nicht mehr genau angegeben werden, was in den einzelnen Jahren geändert und neu gebaut wurde; mit ziemlicher Sicherheit steht indessen fest, daß es sich in der Hauptsache um die Veränderung der hinter den offenen Säulenhallen gelegenen Räume der Kunsthandlung Marx & Velten zu Wirtschafts- und Gesellschaftszwecken, um das Anfügen neuer Säle hinter dem großen Konzertsaal und einer größeren Zahl von Räumen hinter den Erfrischungsräumen handelte; es folgte später die üppigere Ausschmückung der vorhandenen Gesellschaftsräume, für welche nicht unbedeutende Mittel aufgewendet wurden. Eine rege Bautätigkeit herrschte in den Jahren 1838 und 1839 und 1853 und 1854, jene der ersten Jahre gekennzeichnet durch den Anbau neuer Säle hinter dem großen Konzertsaal, der Jahre 1853 und 1854 durch den nahezu vollständigen Umbau des der Trinkhalle zugewendeten Flügels des Hauses. Dieser Umbau wurde durch das Bezirksamt Baden 1853 damit begründet: »Schon in den letzten Jahren wurde vielfach der Wunsch geäußert, es möchte möglich sein, daß die höhere und bessere Gesellschaft von dem großen, sehr gemischten Publikum getrennt sich versammeln könne, allein hierzu konnte von den vorhandenen Sälen keiner benutzt werden, da es zu auffallend gewesen wäre und einen üblen Eindruck gemacht haben würde, wenn man deshalb dem Publicum den Zutritt in einen jener Säle hätte versagen wollen, an deren Besuch es seit Jahren gewöhnt ist. Dieser Wunsch wird aber immer mehr zunehmen, wenn die Pariser Eisenbahn uns eine Maße von Personen bringt, welche nicht zur guten Gesellschaft gehören, was bei den niederen Fahrpreißen nicht ausbleiben kann und so wird es ein Bedürfnis werden, einige Lokalitäten zu haben, in welche nur eine ausgewähltere Gesellschaft Zutritt hat.« Es liegt eine immerhin beachtenswerte Kostenzusammenstellung aus jenen Zeiten aus Paris vor, die mit 299 129 Fr. abschließt; die Säle, um die es sich dabei handelt, sind solche, die auch heute noch bestehen und die wegen ihres Glanzes, unabhängig vom jeweiligen Zeit- und Stilgeist, stets bewundert wurden: der Gartensaal im Stile Ludwigs XVI., der Rote Prachtsaal im Stile Ludwigs XIV., der Salon Pompadour, ein kleines zierliches Gemach im Stile Ludwigs XV., und der Ballsaal. Was jene Zeit an Zierat und dekorativem Reichtum aufzuweisen hatte, diente dem französischen Baumeister Séchan zum Vorbild, allerdings schon vermischt mit neuzeitlicher Auffassung, wie man sie auch an dem Neubau der Pariser Großen Oper findet.



Aufnahme Salzer, Baden.

Der Rote Prachtsaal.

Badische
Landesbibliothek

Von Wert ist das Urteil, das im Jahre 1853 die zu einer Prüfung aufgeforderte staatliche Behörde in Baden über das Bauvorhaben an Hand der Pläne abgibt:

»Die projektierten Säle sind dem jetzigen Geschmack entsprechend und sehr elegant, und wir glauben, daß gerade am hiesigen Orte weniger der reinere Kunstgeschmack als jener der Zeit, der Mode berücksichtigt werden muß, da der Zweck hier nicht sowohl die Bildung des Kunstsinnes, als die Befriedigung des Publikums nach seinem Geschmack die Hauptsache sein dürfte.«

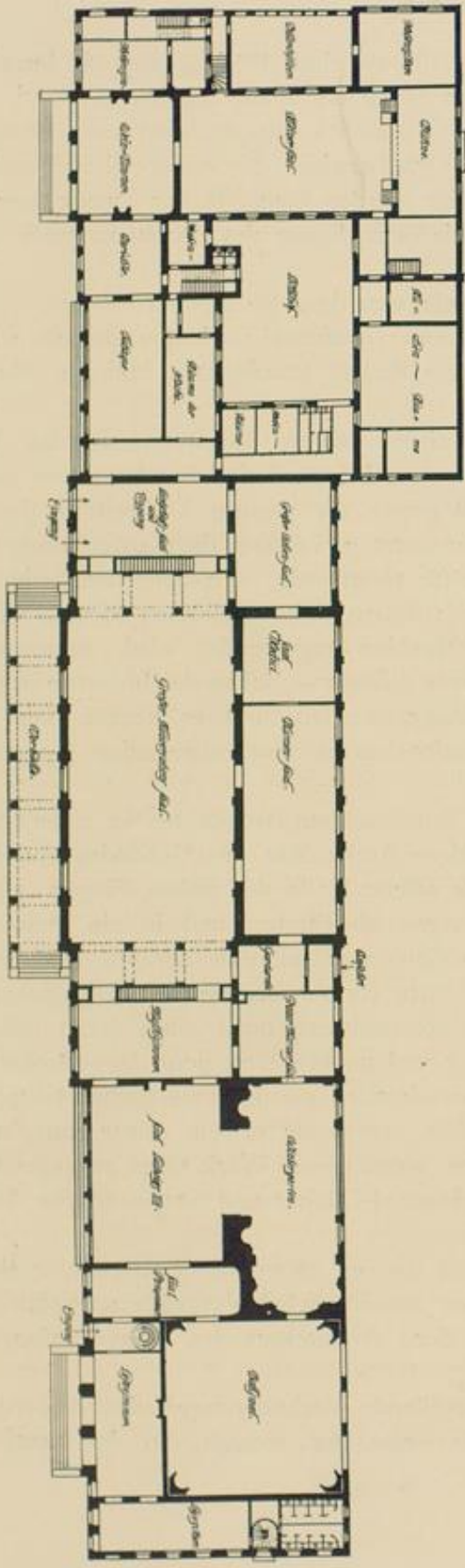
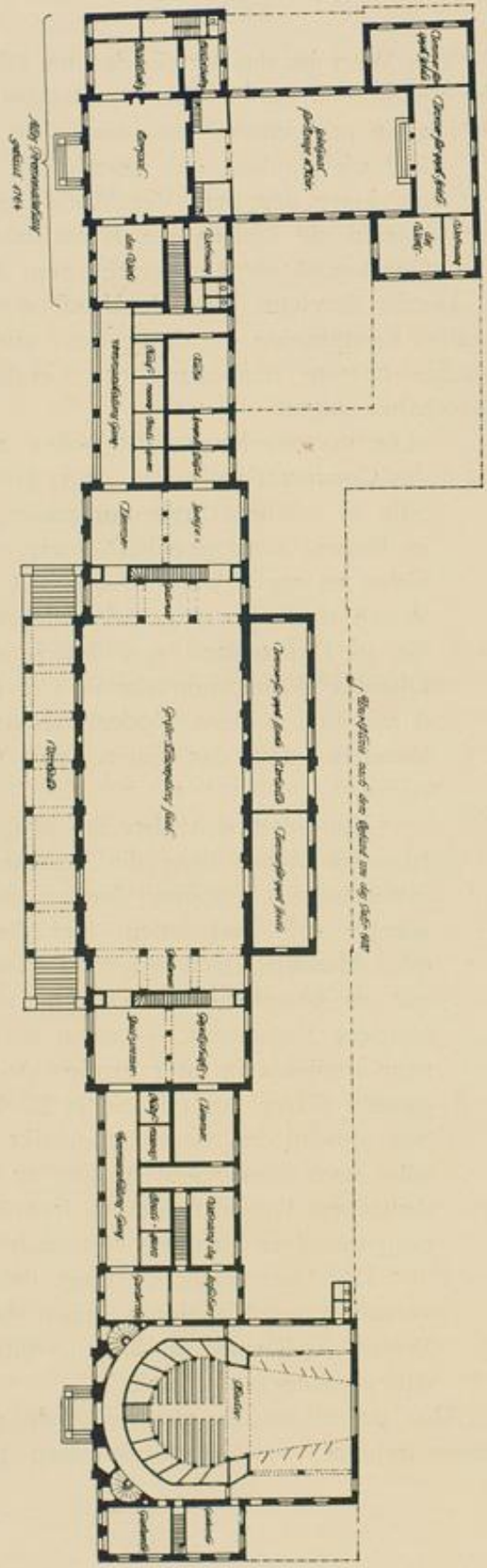
Dieses durchaus gesunde Urteil wurde damals von dem Bezirksamt Baden — Badeanstalten-Kommission — abgegeben; mit ihm stimmt annähernd auch das überein, was der damalige oberste Baubeamte des Großherzogtums Baden, Baudirektor Hübsch, über das Bauvorhaben sagte:

»Die verschiedenen Säle sollen zwar in einem andern Baustyle, als das Äußere des Conversationshauses zeigt, gehalten werden, indessen sind bereits schon mehrere Säle in solchem Style vorhanden, so daß gegen die weitere Ausbreitung desselben im Innern, wozu ohnehin — wie man voraussetzt — Bénazet die Kosten tragen wird, nichts zu sagen wäre. Auch hält man es für überflüssig, sich über den ästhetischen Werth dieser jetzt gerade in Frankreich vorübergehend beliebten Modearchitektur, die in Deutschland gewöhnlich nur an Meubles angewendet wird, auszusprechen. Dieselbe dürfte wahrscheinlich in nicht ferner Zukunft — schon der Industrie wegen — durch eine andere Modearchitektur verdrängt werden, und es könnte dann leicht kommen, daß das Innere des Conversationshauses eine abermalige Travestirung erlitte.

Nun setzt sich aber das Projekt des französischen Architekten in einer sehr auffallenden Weise über die bestehende äußere Architektur des Gebäudes und dessen symetrische Gruppierung hinaus, indem die offene Halle des linken Flügels zugebaut werden soll, und indem hier die Dachungen abgeändert und in ein gebrochenes oder Mansard-Dach umgeändert werden sollen, was mit den übrigen Dächern und mit der bestehenden Façade auf das häßlichste contrastiren würde. Die einmal vorhandene Façade ist, — wenn auch der Unterzeichnete nicht alles daran billigt, — sehr imposant in ihrer großen Ausdehnung und in ihrer von dem davor befindlichen großen Platze aus mit einem Blick zu übersehenden streng symetrischen Gruppierung. Sie spricht den Kunststandpunkt jener Zeit, worin sie erbaut wurde, aus, und es wäre nach diesseitiger Ansicht zu beklagen, wenn dieses Werk eines ausgezeichneten deutschen Architekten durch französische Mansard-Dächer und unsymetrische Abänderung einzelner Parthien verunstaltet würde.

Der Unterzeichnete trägt daher darauf an, es möge der Spielpächter Bénazet veranlaßt werden, durch seinen Architekten den fraglichen Vergrößerungsplan in der Weise modificiren zu lassen, daß die äußere Architektur des Conversationshauses dabei unangetastet bleibt.«

Also waren damals weitergehende und entstellende Veränderungen des Äußeren des Hauses geplant, von denen indessen glücklicherweise nur wenige, so der heute noch



Das Conversationshaus 1825 (oben) und 1900 (unten).



unangenehm auffallende Attikaaufbau über der Säulenhalle, hinter welcher der Rote Ballsaal liegt, und der Ausbau der offenen Säulenhalle zu einer mehr geschlossenen Wand zur Durchführung kamen.

Auch gelegentlich der Begutachtung der von dem Pariser Architekten Derchy und nach dessen Tode von Couteau entworfenen Pläne für das Theater in Baden (Neubau 1859 bis 1861) kommt Baudirektor Hübsch wieder auf die damalige französische Modeauffassung in der Architektur zu sprechen und schüttet dabei sein Herz aus:

»Herr Bénazet wird sicher ebensowenig geneigt sein, die Kunstansichten deutscher Architekten über einen Theaterplan zu beachten, als sein Privatarchitekt (der nachgewiesenermaßen nicht einmal im vollen Sinne des Worts Architekt ist) sich durch die Stimmen deutscher Architekten abhalten ließ, die Weinbrenner'sche Façade des Conversationshauses mit einem Dachaufsatze zu mißstalten, um für einen der ziemlich vergänglich ausgeführten Rococo-Säle etwas mehr Höhe zu gewinnen. Und es wäre — weil in rubr. Erlaß der Renaissance-Styl für das fragliche Theater ausdrücklich benannt wird — höchstens noch nachträglich beizufügen: daß man zwar eine große Achtung vor der reinen Renaissance, wie sie in Italien im 16ten Jahrhundert blühte, hegt, aber die sogenannte Renaissance Frankreichs, die dort schon mit dem Zopf auf die Welt kam, aus innerster Überzeugung perhorrescirt.«

Aus all diesen Urteilen geht hervor, daß der damalige französische Einfluß auch in der Architektur bei Verständigen mit gesundem Urteil nicht etwa deshalb gebilligt wurde, weil man von dessen innerem Wert überzeugt war, sondern weil man in ihm eine Modeströmung sah, welche der vornehmen internationalen Welt, auf die man Rücksicht nehmen wollte, zusagte. Diese Auffassung über den Wert der sogenannten Prunkräume des Hauses entspricht auch voll und ganz der Gegenwart; die Säle werden geschätzt und bewundert ihrer Abwechslung, Pracht und des Reichtums wegen, aber nicht darum, weil man dieselben für kunstvollendete Schöpfungen mit großem inneren Gehalt hält; sie sind ein klares Zeichen des Geschmacks der damaligen Welt und dürfen auch aus diesem Grunde Achtung und sorgfältige Pflege für sich beanspruchen.

Diese Bautätigkeit an dem Konversationshause hat im Laufe eines halben Jahrhunderts die Gesellschaftsräume zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges gemacht; durchschreitet man sie, so ist man überrascht von der Pracht, der Abwechslung, der Stimmung und nicht zuletzt der guten Erhaltung der Ausstattung; kein Fremder wird beim Anblick des äußerlich schmucklosen Hauses, dem auch der Erbauer von Anfang an eine solche Pracht im Innern nicht zgedacht hatte, einen solchen Reichtum in Form und Farbe vermuten. Es war darum Pflicht des Staates, das, was hier mit großem Aufwand in früheren Jahrzehnten geschaffen war, zu erhalten, zu verbessern und zu einem Mittelpunkt des geselligen Lebens des Kurortes Baden zu machen. Es gab eine Zeit, in der man leider auch die klassische einfache Schönheit des Baues im Äußeren ebensowenig verstand wie Weinbrenners Bauten in Karlsruhe; es waren das die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts, in denen u. a. eine maßgebende Persönlichkeit Vorbauten aus Eisen und Glas für das Konversationshaus

empfahl: »diese ohnehin nötige Orangerie wird eine passende Veranlassung abgeben, die wenig schöne Architektur des Konversationshauses zu maskieren«.

Über den Eindruck des Hauses vor und nach diesen Veränderungen sagt ein Zeitgenosse, Guinot, 1858:

»Früher war das Konversationshaus in enges, schlecht eingerichtetes Gebäude mit Sälen in Wasserfarbe gemalt und bürgerlich möbliert — da kam Bénazet, und mit einem Zauberstab hat er dieses Haus in einen kostbaren und prachtvollen Palast verwandelt. Alle Zauber der schönen Künste und des feingebildeten Geschmacks haben ihre Wunder über diese Stätte ausgestreut; Ciceris Pinsel hat die Hallen dieses Tempels mit Gemälden geschmückt. Nichts gleicht dem Anblick des von Gold strahlenden, durch den Adel seiner Bauart und seiner Ausschmückung ausgezeichneten großen Saales. Séchan aus Paris, der Großmeister der Verzierungskunst, hatte die Ausführung der Säle mit Dieterle und Haumont zusammen übernommen, und es waren nicht nur Pariser Künstler, die da arbeiteten, sondern es war echtste Pariser Kunst, die dort bis zum Kleinen verarbeitet wurde und dann nach Baden ging. An anderen Orten herrscht auch Luxus, in Baden ist er fein und sinnreich, anderwärts haben die Ball- und Konversationssäle das Aussehen von Kaffeehäusern.«

Es muß das Verdienst anerkannt werden, daß es Séchan beim Umbau des Gesellschaftsflügels gelungen ist, unter kaum wahrnehmbaren Veränderungen des Äußeren im Innern höchst Bemerkenswertes zu schaffen; als weiteres, daß er rücksichtslos nur auf das Endziel zugeht und sich dabei weder um Geld noch Pietät kümmerte. Vom ursprünglichen Innenbau behielt er nichts mehr bei, Theater, Wandelgänge und Verkaufsbuden verschwanden, die Dachkonstruktionen wurden der Höhe der einzelnen Räume angepaßt, mehr in eiliger als in gründlicher Weise. Das Äußere des Hauses hat, soweit die gegen den Kurgarten gerichtete Schauseite in Frage kommt, abgesehen von der Veränderung der Arkadenarchitektur vor dem Wandelgange und dem Attikaaufbau darüber, eine besondere Veränderung nicht erfahren dank der energischen Einsprache des badischen Sachverständigen Hübsch; dagegen ist die gegen rückwärts gerichtete Schauseite in so gründlicher Weise verändert worden, daß von der Ursprünglichkeit kaum mehr etwas übrig blieb und daß sie nunmehr 60 Jahre eine wunde Stelle ist; auch hier findet man nichts mehr von Pietät, von irgendeiner architektonischen Formgebung oder reifen Lösung, sondern leider nur eine von Öffnungen durchbrochene Mauer, deren Ausbildung man zweifellos deshalb kein Gewicht beilegte, weil sie ja gegen rückwärts lag und somit selten gesehen wurde, eine recht oberflächliche, aber in der Anschauung des rein dekorativ schaffenden Séchan wohlbegründete Auffassung.

Zu dem Prunkhaftesten im Innern gehört der Rote Saal, der weder in Form noch Farbe irgend eine Mäßigung kennt. Es liegen bei ihm innere Widersprüche in der schwulstigen Dekoration der Decke und der zierlichen Ausbildung mancher Wandteile und Möbel, doch über diese täuschen die üppigen Farben völlig hinweg, die einer heiteren festlichen Gesellschaft einen wunderbaren Rahmen geben; beim Teppich hält Größe und Formgebung nicht gleichen Schritt; er ist eine Seltenheit an Größe, keineswegs indessen in der Zeich-

nung, und man überlegt, ob der unbedeckte schöne Tafelboden nicht ein edlerer Schmuck des Raumes ist. Die Wirkung und Einheit des Raumes leidet unter den beiden nach dem Gartensaal und dem Salon Pompadour führenden großen Öffnungen; so schön der Blick aus dem Gartensaal nach dem Roten Saal, so wenig interessant ist jener aus dem Roten Saal nach dem Gartensaal. Der Gartensaal läßt an sich schon durch seine wenig interessante Formgebung etwas kühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden Räume und deren Wirkung wird durch den Kontrast der Farben Rot und Weiß verstärkt, ein tieferer, wärmerer Ton an Stelle des Weiß hätte weniger dem Charakter des Gartensaales entsprochen, dafür aber eine mehr einheitliche Stimmung geschaffen. Es zeigt sich auch an dieser Stelle, daß Séchan und seine Mitarbeiter einzelne Räume wohl richtig und gut zu schmücken verstanden, daß ihnen indessen die Fähigkeit, die einzelnen Räume gegenseitig in die richtige organische und stimmungsvolle Beziehung zu bringen, fehlte. In seiner Erscheinung wirkt am vornehmsten das Kleingemach Pompadour, eine Plauderstube in einer zierlichen »Rocaille«arbeit, in der Wirkung noch verstärkt durch Verwendung eines edlen Lyoner Seidenstoffes. Die Grundform des Raumes gleicht einem recht langgezogenen Rechteck und ist für den Innenkünstler wenig dankbar, und doch ist in feinsten Weise durch die Anordnung der Sitznische und die Unterteilung der Wände diese Schwierigkeit überwunden; der Raum ist ein architektonisches Schmuckstück.

In der Ausbildung des wenig interessanten Ballsaales zeigt sich das außerordentlich leichte Schaffen des Maler-Architekten, der hier einen Raum von guten Abmessungen gab, dessen Ausbildung im einzelnen aber bedeutungslos ist, nicht zum wenigsten infolge der aufdringlich großen Wandmalereien, die mehr das Talent eines Dekorationsmalers als das eines feinen Künstlers verraten. Auch in diesem Raum zeigt sich die Verzierungskunst des Theatermalers Séchan und wohl auch seines Lehrers Ciceri, ein üppig sprudelndes Dekorations-talent, mit dem die Vertiefung in die Einzelheiten nicht gleichen Schritt hält. Was in den Räumen an Kunstmalerei geboten ist, wirkt auf die Ferne, hält aber in der Nähe nicht stand, flott hingeworfene Skizzen ohne das Studium der Einzelheiten — Theaterarbeit.

Ciceri, Pierre Lucas Charles, nennt sich auf den eingereichten Rechnungen, nach deren Höhe er zweifellos großen Anteil an dem Schmuck des Hauses mit Gemälden hat, »Peintre des Théâtres de la cour et des mobiliers de la couronne«; er war in St. Cloud 1782 geboren, Schüler des Architekten Bellangé, und starb 1868 in St. Chéron. Im Auftrage des Königs Jérôme restaurierte er 1810 das große Theater in Kassel; später war er Leiter des Dekorationsateliers der Pariser Oper und schuf als solcher Kostümskizzen und Dekorationen. Séchan, Polycarpe Charles, 1803 in Paris geboren, 1874 ebendasselbst gestorben, war Ciceris und Lefèvres Schüler; seine Haupttätigkeit übte er ebenfalls an der Pariser Großen Oper aus, als Architekt restaurierte er in und außerhalb Frankreichs Bauten und malte daneben Theater, Paläste und Kirchen aus.

Eine kritische Betrachtung des inneren Wertes der Gesellschaftsräume darf auch an der Frage nicht vorübergehen, ob man bei der Wahl badischer Künstler Besseres hätte erwarten dürfen. Da es sich um ein im Eigentum des badischen Staates stehendes Gebäude handelte, so wäre es für den Staat nicht gut angegangen, einen außerbadischen Künstler zu dieser

Aufgabe heranzuziehen, saß doch in jenen Jahren in Karlsruhe Hübsch als bestangesehener Architekt Badens, dessen Ansehen über die Grenzen des Landes hinausging. Hübsch war Anhänger einer mehr romantischen Richtung, die sich weder im Geiste der Formen des Konversationshauses noch des Zeitgeschmacks der damals herrschenden fremdländischen Mode bewegte. Er schöpfte aus der altchristlichen Architektur, welche nach seiner Auffassung »in der kirchlichen Literatur, Poesie und Musik die bis auf den heutigen Tag geltenden Muster gab«; wo er baute, leitete er seinen Schmuck in Form und Farbe aus der Konstruktion und aus dem Material ab, im Äußeren mehr noch als im Innern; wo er beim Innenraum freier vorging, schuf er den Schmuck in peinlichster und in des Wortes getreuestem Sinne kleinlichster Form, entwickelte aber auch da den Grundgedanken der Raumform aus dem konstruktiven Aufbau. Seine Bauten haben den in seinem Werk: »In welchem Style sollen wir bauen?« vertretenen Grundsätzen getreu etwas Doktrinäres, mehr Wissenschaftliches, bleiben aber in der Wirkung auf Auge und Gefühl kalt. Was Hübsch in Baden geschaffen hätte, wären vermutlich Kulturdokumente geworden, die aber den Hauptzweck, Freude, Stimmung und Sinnentaumel zu erzeugen, nie erfüllen konnten; auch die dort in der Raumstimmung notwendige bewegliche Abwechslung hätte er nicht bieten können. Nicht anders wäre es mit seinem Schul- und Alterskollegen Eisenlohr gewesen. Auch die Malerei bot dekorative Künstler nicht. Moritz v. Schwind hatte Karlsruhe schon vor einem Jahrzehnt gekränkt den Rücken gekehrt; Schirmer stand in ähnlichem Banne wie Hübsch, Lessing nicht weit abseits; diese beiden hätten wohl landschaftlich Gutes, aber nichts Großzügig-Dekoratives, Schwungvolles bieten können. blieb noch der damals verkannte Feuerbach, der in Lessing, dem allmächtigen, seinen schlimmsten Feind fand. Ein Saal, von seiner Hand geschmückt, wäre zweifellos ein Musensaal und Kunstgenuß für die Kunstverständigen für alle Zeiten geworden, ob er aber auch als Gesellschaftsraum vollwertige Anerkennung gefunden hätte, steht dahin.

So bleibt denn beim Betrachten dieser Prachträume das peinliche Gefühl, hier eine Zeit künstlerischer Fremdherrschaft vor sich zu haben, aber daneben doch auch die Beruhigung, daß im eigenen Lande damals Besseres nicht hätte geboten werden können.

Die in diesen Jahren vorgenommenen großen Veränderungen können nur aus dem Geiste und dem Leben, die damals in Baden herrschten, verstanden werden. Schon im Jahre 1822 klagte Cotta in den »Korrespondenz-Nachrichten«: »Baden, das lieblichste Bad durch seine schöne Natur, würde auch das angenehmste im geselligen Verkehr sein, wenn dieses unseelige Spiel nicht bestände, der verhängnisvolle Vereinigungsort ist das sogenannte Promenadenhaus und der Unfug, der die Gesellschaft entehrt, das Hazardspiel.« Als Bénazet 1838 die Pacht des Hauses und der Spiele übernahm, zahlte er jährlich 40000 Gulden und weitere 5000 Gulden für Verschönerungen, überdies übernahm er eine auf dem Badfonds lastende Schuld von 120000 Gulden; in späteren Jahren war die durchschnittliche Bruttoeinnahme $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Gulden, die Pachtsumme in der zweiten Hälfte der 60er Jahre 300000 Gulden und in den letzten Jahren des Spieles 500000 Gulden. Eine Reihe größerer



Der Neubau: Saalbau und Kellnerhaus.

Badische
Landesbibliothek

Bauten in Baden entstand ganz oder teilweise aus solchen Geldern: Augustabad, Friedrichsbad, Theater, Inhalatorium und Landesbad. — »Die glänzenden Réunionen,« schreibt an anderer Stelle Cotta 1844, »die der Spielpächter Bénazet in den prachtvollen, wahrhaft fürstlichen Konversationssälen mit zauberhafter Beleuchtung und ausgezeichnete Musik Sonntags den Tausenden eröffnet, lohnen allein schon eine Reise nach Baden und werden nur von dem Zauber der Natur überboten.«

Bénazet war damals der führende und tonangebende Mann in Baden. In Bénazets Person waren zweifellos große Fähigkeiten vereint: Verständnis für die Ansprüche der großen Welt und Interesse für die Kunst; kaufmännischer Geist und ein besonderer Zauber in seinem Auftreten, feine Geistesgaben und feinste Lebensart. Er war ein Mann von bedeutendem Vermögen, Ansehen und Grundbesitz; als er 1838 aus Paris nach Baden kam, schätzte man sein Vermögen auf 5 Millionen Franken; in Paris war er ebenfalls Spielpächter gewesen und hatte dort nebenbei den Rang eines Obersten der Nationalgarde des Seinedepartements bekleidet. An Bénazets Stelle trat nach seinem Tode sein Schwiegersohn Dupressoir.

Jene Jahre des Spieles waren äußerlich eine Glanzzeit der Stadt Baden. Neben dem Großherzog und der Großherzogin von Baden waren im Jahre 1860 Napoleon, die Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, die Großherzöge von Hessen und Weimar, die Herzöge von Nassau und Koburg-Gotha und der Fürst von Hohenzollern anwesend. Auch die Fülle der Kunstgenüsse war groß; Europas beste Musiker erschienen in dem Konversationshaus; der junge Paganini, Lafont, der Klavierspieler Rosenhain, Meyerbeer, der 13jährige Vieuxtemps, Berlioz, Liszt, Puccini, Félicien David, Spontini u. a. Im Konzertsaal wurde Großes an Kunst geboten; der Luxus, die Pracht und die Ausgaben des Publikums standen dahinter nicht zurück.

In der Entwicklung Badens in gesellschaftlicher und baulicher Hinsicht hat Bénazet eine führende Rolle gespielt; ob sein Unternehmen auch den rein kurörtlichen Interessen förderlich war, mag dahingestellt bleiben. Der Zusammenfluß einer Menge lebelustiger Menschen vermehrte allerdings den Luxus und die Ausgaben, lockerte aber auch Sitten und Lebensgewohnheiten und steigerte zum Leidwesen der Einheimischen und der Gäste aus der Nähe die Preise. Das sittlich nicht immer einwandfreie Treiben der auswärtigen Lebewelt, Skandale bei den Rennen, die Leichtigkeit des Gelderwerbs, aber auch die Leichtfertigkeit, mit der das Geld ausgegeben wurde, blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf jene, die in Baden nur Erholung suchten.

»Freilich schleichen sich hier auch,« heißt es in den 50er Jahren, »wie überall Abenteuerer ein, unternehmende Ränkemacher, die der schönen Welt stets auf dem Fuße folgen, denn Baden ist jenen nicht minder zugänglich als alle Hauptstädte Europas. In geborgtem Gefieder erscheinen sie in den auserlesensten und höchsten Zirkeln, und wenn es auch schwer ist, ihr Eindringen zu verhindern, so weiß man doch ihre fein erlogenen Entwürfe zu vereiteln. Stört je eine lärmende Stimme, ein Zank, eine Unziemlichkeit die allgemeine Harmonie, so folgt ohne Verzug Einschreiten der geschickt verborgenen Wächter. Im schwarzen Gewande und mit weißen Handschuhen angetan, nimmt sie den Störenfried beiseite und sagt: „Mein Herr, Sie sind hier nicht am

Platze,‘ oder: ‚Madame, die Luft in Baden ist Ihnen nicht zuträglich.‘ Will man diese Andeutung nicht verstehen, so heißt es: ‚Sie werden Baden heute noch verlassen und innerhalb 24 Stunden außerhalb des Großherzogtums sein.‘

Schon im Jahre 1836, als es sich um die Verpachtung des Hauses und Spieles an Bénazet handelte, erhob im Ministerium des Innern ein Referent, v. Gulat, seine warnende Stimme, auf die man indessen damals nicht hörte:

»Ich halte das Hazardspiel in Baden für verderblich und bin deshalb, nach meiner Überzeugung, gegen die Pachterneuerung mit dem bisherigen Inhaber der Pariser Spielhäuser, so schimmernd auch dessen Anerbieten sein mögen. Die französische Regierung hat diese Spielhäuser aus bekannten Gründen geschlossen. Soll man in Baden jetzt mit offenen Armen aufnehmen, was Paris ausgeschlossen hat? Die pecuniären Vortheile, welche der neue Bewerber um die Spielbank in Baden dem Staate anbiethet, sind groß, und mögen bei der dermaligen finanziellen Lage des Badfonds sehr lockend sein. Sie beweisen mir aber auch, was die Bank in Baden ihrem Inhaber einzubringen vermag.

Diese pecuniären, vorübergehenden Vortheile sind aber hier nicht alles, was in Betracht kommt; das Spiel wird für Baden noch ganz andere und schlimme Folgen zurücklassen, welche den ersten Vortheil weit überwiegen. Die Geschichte der bewährtesten Badeorte zeigt uns wenigstens, daß sie durch die Hazardspiele und deren Übertreibung gesunken sind.

Baden, durch Natur und Kunst so reich mit allem ausgestattet, was die Fremden aus den entferntesten Ländern anzieht, sollte doch wahrlich keiner Spielhäuser bedürfen, um seine bisherige glänzende Stellung auch fernerhin zu behaupten.«

Was in diesen wenigen Worten ausgesprochen und vorgeahnt wird, hat sich voll erfüllt. Wenn die Stadtvertretung in diesen trüben Jahren des Zweifels über die Zukunft Badens in den Farben schwarz in schwarz malte, so hatte sie dazu als Nächstbeteiligte eine gewisse Berechtigung; denn viele der Annehmlichkeiten für die Kurgäste in Baden und dessen Umgebung wären nicht geschaffen worden, wenn nicht Bénazets Spielgelder dafür gegeben worden wären.

»Wenn Baden sich innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer großartigen Stadt ausgebildet hat,« heißt es in den »Bildern aus dem geistigen und gesellschaftlichen Leben«, und zwar schon 1844, »aus welcher die herrlichsten Wege in die unvergleichliche Umgebung führen, so ist alles dieses durch den Zauber der Spielbank bewirkt und würde zum Teil verschwinden, wenn diese verschwände. Man zittert darum hier bei dem auf das Verbot der Bank abzielenden Antrag der väterlich besorgten Kammer. Die Spekulation, mit fremdem Gelde die großartigsten Hotels, Paläste und Häuser zur Aufnahme der reichen Gäste aus dem Westen und dem Norden zu erbauen und sie mit allem ersinnlichen Luxus auszustatten, ist zu weit gediehen, als daß nicht große Verluste sich ergeben müßten, wenn der Fremdenstrom sich verminderte. Indessen laßt uns auf dem unterhöhlten Boden, solange er noch hält und trägt, wohl-

gemut scherzen, lachen, trinken, lieben, spielen und tanzen. Was kommen muß, wird kommen, und wenn der Himmel einstürzt, sind alle Spatzen gefangen.«

Auf dem Landtage 1862/63 im Sommer stellte die II. Kammer den Antrag, die Großherzogliche Regierung möge den Spielpacht nicht bloß nach Ablauf der Pachtzeit im Jahre 1870 nicht erneuern, sondern von dem ihr vom Jahre 1863 an zustehenden Kündigungsrechte Gebrauch machen, »sobald für das fernere Gedeihen des Kurortes Baden die notwendige Sorge getroffen sein wird«.

Die Großherzogliche Regierung verzichtete unterm 2. März 1863 dem Spielpächter Bénazet gegenüber für das Jahr 1864 und die darauffolgenden auf das ihr zustehende Recht der Kündigung des Spielpachts gegen die Verpflichtung Bénazets:

»außer der bisher bedungenen Zahlung eines Pachtzinses von 127 400 fl. und außer der Verwendung von jährlich 25 000 fl. zu Neubauten, Verbesserungen und Verschönerungen vom Jahre 1864 an jährlich 186 666 fl. 40 k. zu Bauten und Einrichtungen in Baden, welche zur Förderung der Heilzwecke oder zur Verschönerung und Erhöhung der Annehmlichkeit dienen, nach Wahl und Bestimmung des Ministeriums des Innern zu verwenden, den etwa unverwendeten Betrag aber baar an die Amortisationskasse einzuzahlen.«

Die letzten Jahre der Spielzeit sind gekennzeichnet durch den Deutsch-Französischen Krieg, die wiederholten und dringlichen Bitten der Stadt Baden um Verlängerung des Spieles über den 31. Dezember 1872 hinaus, denen nicht entsprochen werden konnte, und durch die Neuordnung der Verhältnisse, wie sie durch die Aufhebung des Spieles geschaffen wurden, zwischen Staat und Stadt.